

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 13.

Freitag den 16. Januar 1903.

18. Jahrgang



Austlerwelt
Zwei Unglückliche. Durch die am 1. Januar dieses Jahres in Kraft getretene Rechtschreibung für Alldeutschland ist bekanntlich das th auch in den wenigen deutschen Wörtern verschwunden, denen es die „Putzamerische“ Schreibung beileihen hatte, geblieben ist es in dem Worte „Thron“, das gemäß seiner Herkunft aus dem Griechischen als fremder Bestandteil des Sprachschates angesehen wird. Hieraus bezieht sich folgende scherzhafte Ballade, die, verfaßt von Dr. S. Schayer, auf dem Stiftungsfest der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie nach der Weise der „Lorelei“ gesungen wurde:

Es waren zwei Konsonanten,
Die hatten einander so lieb
Dah sie in Form entbrauteten,
Wenn man sie zusammen nicht schrieb.
Es eint mit dem t sich, dem scharfen,
So zärtlich das flüsternde h,
Dah wie von Zithern und Harfen
Es lieblich klopelt: th.

Jedoch mit dem Jahresbeginne
Von neunzehnhundertunddrei,
Da war's mit der traulichen Minne
Von t und h vorbei.
Als wilde Ehe erlöste
Den Bund das strenge Gericht
Und bald fand der arme Gefährte
Seine schöne Waise nicht.

Er suchte auf allen Wegen,
Er kloppte an Tür und Lür,
Er harpte in Schnee und Regen —
Sein Liebchen kam nicht herfür.
Er fuhr, wo er einstens gekostet,
Hinterher ins tiefe Tal,
Doch wie er auch tobt und toset,
Stumm bleibt es in seiner Qual.

Da hält er wohl gerne verloren
Der Erbe gefunden Gebrauch,
Auf daß dem schwärmen den Toren
Erstehen der geliebte Hauch. —
Dum kauft er sich Wein für 'nen Taler
Und trinkt sich tüchtig in T r a n,
Doch wie er stets bleicher und fahler
Kann doch sein Lieb nicht umfassen.

Nicht einmal der T r ä n e n Brunnen
Ertränken das bittere Leid;
Denn, ach, ihre Macht ist zerronnen
Mit der holden Epitaphen-Maid.
Jetzt will er aus T o n sie gestalten
Und besetzen mit liebendem Kuß;
Doch eitel sind Willensgewalten,
Wo's fehlt am — Spiritus.

Und was er auch thut, seinen Taten
Entströmet kein wirkender Hauch,
Bis daß die Verzweiflung gerathen
Das kühnste Wagnis dem Hauch:
Demütig steht er zur Krone
Um Gnade für's arme th;
Und sieh, von den Königs T h r o n e
Wird Heil ihm und Rettung, harrah!

lokales.

Wiesbaden, 15. Januar.

* **Gedenken der hungernden Vögel!** Der Vogelschutzverein und Amortienklub Wiesbaden (ältester Verein) hat heute mit dem Aufstellen von Futterhäuschen für unsere gesiederten Wintergäste begonnen. Solche sehen wir in den Anlagen am Warmen Damm und in der Nähe der Parkstraße, welche die Aufschrift tragen: „Schützt die Vögel.“ Im Geiste sollte jeder Vorübergehende den Ruf der Vögel „Uns hungert, wir bitten um Futter“ hören, und sein Scherflein zur Linderung ihrer Noth beisteuern. Wie würden unsere Fluren, unser schöner deutscher Wald aussehen, wenn die Vogelschutzvereine nicht soviel Opfer zur Erhaltung unserer nützlichen Wildvögel brächten? Obgenannter Verein schätzt nicht allein die freilebenden Vögel durch Füttern, sondern zahlt auch denjenigen eine Prämie, welcher einen Vogelfänger zur gerechten Bestrafung bringt. Es ist nicht ausgeschlossen,

daß die zur Aufstellung gelangten und noch zur Aufstellung kommenden Futterhäuschen von Vogelfängern und mißgünstigen Menschen beschädigt werden, weshalb sie nochmals auf das Dringlichste dem Schutze des berechtigten Publikums empfohlen werden.

* **Öffentliche Schneiderversammlung.** Auch die vorgestrige zweite Versammlung der in Wiesbaden beschäftigten Gehülfen des Schneiderhandwerks war schwach besucht. Von ca. 400 hier befindlichen Arbeitnehmern waren 80 erschienen, darunter auch solche, welche der Gewerkschaftsorganisation nicht angehören. Zu dem ersten Punkt der Tagesordnung „Unsere nächste Forderungen und wie sind dieselben zu erringen“ hatte Herr Vinas-Frankfurt das Referat übernommen. Es waren sechs Forderungen, welche Redner in ausführlicher Weise begründete: 1. Einrichtung von Betriebswerkstätten, hierdurch soll die Hausarbeit abgeschafft werden. Durch eine derartige Einrichtung würde auch die Arbeitszeit geregelt werden. Deutungsweise sei es dem Gehülfen nicht möglich, sich zu einem kleinen Meister empor zu arbeiten. Das Unternehmertum stehe auf dem Standpunkt, daß durch die Hausarbeit Gelegenheit zum Selbständigwerden geboten sei. Wie würde aber dadurch das Kleinhandwerk auf einem goldenen Boden kommen. Die ganzen im argen liegenden Verhältnisse im Schneiderhandwerk wurzeln in dem veralteten eingefleischten System. Man sei der Ansicht, was vor 30 Jahren gegolten habe, sei auch heute noch berechtigt. Auch müsse dafür eingetreten werden, daß ein bestimmter Wochenlohn bezahlt würde. Dieses könne nur durch die zweite Forderung: „einheitlicher Lohnsatz“ erreicht werden. Nur berechnete Forderungen würden gestellt und diese seien bedingt durch die wirtschaftlichen Verhältnisse. Eine dritte Forderung bestünde in der „Abschaffung der Zuthaten.“ Ungerecht sei es dem Gehülfen zu verlangen, daß er Garn, Seide, Zwirn, ja sogar noch die Maschine für seine Kosten stelle. Eine sehr wichtige und berechnete Forderung sei die 4. „Errichtung einer Arbeitsvermittlungsstelle.“ Deutungsweise würden miteinander durch die Tagesblätter Gehülfen gesucht, um nur Kellame für die betr. Firma zu machen. Von einer Einstellung sei keine Rede. Darum fordern wir in Anbetracht dieser unwürdigen Zustände die Errichtung einer Vermittlungsstelle auf paritätischer Grundlage. Auch im Kost- und Logiswesen seien Änderungen zu erstreben. Als letzte zu stellende Forderung sei zu verlangen, daß die Lohnzahlung nicht am Samstag, sondern am Freitag Abend zu geschehen hat. Diese Forderung sei vor allem durch die Sonntagsruhe bedingt. Am Schluß seines Referats weist Redner darauf hin, daß der Einzelne gegenüber dem Unternehmertum nichts erreichen könne; dies sei nur möglich durch die Organisation. In der sich anschließenden Diskussion wurden die Verhältnisse bei einzelnen Firmen besprochen. Stimmung in einen Streik einzutreten, war jedoch nicht vorhanden. Es wurde eine Kommission aus 5 Mitgliedern gewählt, welche gemeinschaftlich mit dem Vorstand und dem Gesellenrat die Verhältnisse prüfen und bei den einzelnen Firmen vorstellig werden soll betr. Abstellung der mangelhaften Verhältnisse. Ferner soll sie eventl. Material sammeln, um evtl. später eine Lohnbewegung durchzuführen.

* **Die Silberwährung.** Der „Londoner Börse“ vom 2. Januar entnehmen wir folgende interessante Ausführungen aus einem Artikel über die Silberwährung, da der darin behandelte Gegenstand, nämlich, nach welchem Standard China die Indemnitätssumme zu zahlen hat, wieder von aktuellem Interesse ist. Das genannte Blatt schreibt: „Die wachsende Goldschuld Chinas an Europa und die Begleichung der Kriegsschuldigungen an die Befugungsmächte haben dieses Land von einem Silber einführer zu einem Silber ausführender gemacht. Die Silberverkäufe zur Ausbringung der nötigen Goldsummen haben zu dem Tiefstande des weißen Metalls nicht unwesentlich beigetragen. Falls die Mächte auf ihrem Schein bestehen, wonach die Zahlung der Kriegskosten in Gold zu geschehen hat, so dürfte eine Geld- und Wirtschaftskrise im Lande der Mitte unvermeidlich sein. Die chinesische Regierung könnte nun durch Einführung eines Goldtarifs auf der Goldbasis eine Äquivalent finden, wie es Mexico durch das kürzliche Finanzgesetz erhalten hat. Die nach China importierenden Länder würden durch eine solche Maßregel gezwungen werden, den von ihnen für nach China zu importierende Waren zu zahlenden Zoll nach dem Standard des Goldes, statt wie bisher in Silber zu entrichten, wodurch sie einen größeren Schaden erleiden würden, als wie die ganze Entschädigungssumme wert ist. Ein Entgegenkommen der Mächte in der Frage, zu welchem Wechselkurs die Indemnitätsschuldung zu leisten ist, liegt daher ebenfalls im Interesse der importierenden Industrieländer als wie demjenigen Chinas selbst. Man darf daher erwarten, daß die Handels- und Finanzkreise ihre resp. Regierungen auf diese Situation hinweisen und sie veranlassen werden, die künftigen Ratenzahlungen auf der Basis der Silberwährung zu acceptiren, damit China wieder in die Lage kommen wird, ein Hauptabgabegeld für das weiße Metall zu werden.“

* **Patentwesen.** Das Patent und technische Bureau von Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstr. 26 (Telephon Nr. 2913) erwirkt nachstehende Schutzrechte: Nr. 25917 Patent in Ungarn auf „Federnden Radreifen“. In A. Henz, B. Branning und Jac. Donges, sämtlich zu Wiesbaden. — Nr. 189694 Ge-

brauchsmusterschutz auf Mikrotelephon in Pfeilform für Feuerwehrrunde. Inb. Emil Kumpf, hier, Römerberg 3; ferner Nr. 189697 auf verstellbarer Vierunterfah für Spieltische. Inb. Anton Belzer, Freiburg i. Baden; ferner Nr. 189795 auf Trockenapparat für Obst und Gemüse in Verbindung mit einem Backraum zur Herstellung von Backwaren aller Art mit gemeinschaftlicher Feuerung. Inb. Valentin Waas, Maschinenfabrik, Welsheim a. Rh.

Litteratur.

* **„Tage, dem Geling gegeben.“** Unter diesem Titel, der an sich schon die schlichte leichte Weise des Inhalts kund giebt, hat Emil Jänide-Hamburg „dem Schöpfer zur Ehre, den Menschen zur Lehre“ im Selbstverlage eine Sammlung gemischter Gedichte herausgegeben. Sehnen der April, meist von kindlich vertrauender Hoffungslosigkeit durchdrungen, doch auch tiefen Seelen Schmerzes nicht baar, wechselt ab mit gutmütigem Humor und neckischem Scherz, Lehrschriften und kleineren Balladen. Es hat wohl nicht in der Absicht des Autors gelegen, mit diesen poetischen Mängeln etwas Großes zu schaffen. Nur ausfließen lassen wollte er, was da brinnen in der empfänglichen Brust arbeitet und sich regt. Die äußere Form nach der alten Schule gehalten, fehlt es freilich auch in ihrer einfachen Schlichtheit nicht an einzelnen Unebenheiten und Mängeln, auf welche der Dichter übrigens selbst in einem Vorwort entschuldigend hinweist, doch wir nehmen solch kleine technische Fehler gern in Kauf; ist es doch kein farbenprächtiges, blendendes Gewand, was uns da vorgelegt wird, sondern gleichsam nur ein bescheidenes Hauskleid, an dem man es mit Schnitt und Façon nicht so genau nimmt. Die natürliche Herzlichkeit, das warme Empfinden ist es nur, was uns die poetischen Klänge vermitteln wollen und in diesem wohl engen aber keineswegs wertlosen Rahmen kann die kleine Sammlung jedem unverdorbenen Gemüth erbaulich und nützlich sein.

* **„Metall und Menschheit.“** Hohe und niedrige Temperaturen in Verbindung mit dem Druck und dem Feuchtigkeitgehalt der Luft sind von dem verschiedenartigsten Einfluß auf die menschliche Konstitution. Atmung, Nerventätigkeit und Bewegungsfähigkeit des menschlichen Körpers stehen in innigstem Zusammenhang mit der ihn umgebenden Atmosphäre. In dem epochenmachenden illustrierten Vortragswerk „Metall und Menschheit“ (Deutsches Verlagshaus Vogt & Co., Berlin W. 57, Preis pro Vierung 60 Pf.) gibt Dr. Adolf Marcuse über die zahlreichen hier in Frage kommenden wichtigen Erscheinungen und Probleme erschöpfende, fesselnde Auskunft. Mit dem reichhaltigen Abschnitt über „Erdbepflanzung“, welcher in Vierung 21 sein Ende erreicht, schließt der erste Band des monumentalen populärwissenschaftlichen Unternehmens. Außerst gediegen in sachlicher, künstlerisch vollendet in illustrativer Hinsicht, ergänzen in Vierung 20 und 21 herrliche Abbildungen in farbiger und schwarzer Ausführung, Beilagen, Karten und schematische Zeichnungen den gemeinverständlich gehaltenen Text.

Ein wirklich preiswürdiger,

rein und wohl bekömmlicher Wein ist mein

1898er Tischwein (Rheinwein),

den ich per Flasche ohne Glas à 60 Pfg. (bei 25 Pfg. 5 % Rabatt) allen Liebhabern eines gelunden, guten, nicht theueren Weines aufs Beste empfehlen kann.

Auch in besseren Marken halte ich stets reichhaltiges Lager und kann daher jedem an mich herantretenden Wunsch gerecht werden. 4956

Preisliste gern zu Diensten.

Friedr. Marburg,
Rengasse 1.

Rohlen

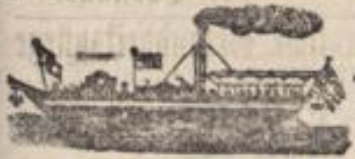
kann in bester Waare zu den billigsten Preisen liefern und läßt jeden ein, sich durch Probebezug von der realen und aufmerksamen Bedienung zu überzeugen

la Consum Ruhr I u. II Mt. 1.18 p. Ctr.

in loser Fuhre netto gegen Kasse. 6340

W. Thurm jr.,

Wiesbaden, Weststr. 19. Telephon 546 (Vernheim).



Wiesbaden ist

seit Anfang 1901 offiziell

selbstständige Güterstation

der **Rheindampfschiffahrt**

(Cöln-Düsseldorfer Gesellschaft).

Alle Güter nach und von Wiesbaden können jetzt mit directen Connossementen auf, resp. ab Wiesbaden reisen. Die Verbindung zwischen Rheingau (Biebrich-) Wiesbaden und vice-versa wird durch regelmäßigen Schiffsdienst seitens der Güter-Agentur Wiesbaden aufrecht erhalten. Ausserdem ist speziell für die Wiesbadener Güter

ein Güterdepôt in Biebrich (Telephon)

unter eigenem Lademeister stehend,

errichtet.

Dispositionen für Wiesbadener ankommende Güter und Bestellung zur Abholung für abgehende Güter sind zu richten an die

Güter-Agentur Wiesbaden

der Rheindampfschiffahrt (Cöln-Düsseldorfer Gesellschaft),

Telephon Nr. 12 a. No. 2376.

Wiesbaden, Rheinstrasse 9.

278

Gummi-Betteinlagen, garantiert wasserdicht,

für Wüchnerinnen, Kranke und Kinder,

von Mk. **1.50** an per Meter,

sowie sämtliche Artikel zur Krankenpflege.

Chr. Tauber, Kirchgasse 6.

Telephon 717.

3871

Wiesbadener Kohlen-Consum

Heinrich J. Mulder,

Telefon 2557.

Schillerplatz 1.

empfeht alle Sorten Ruhrkohlen, Coles, Briketts etc. bei anerkannt besten Qualitäten zu niedrigsten Preisen. 9399



* Tägliche Unterhaltungsbelleage des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

Nr. 13

(2. Beilage.)

Freitag, den 16. Januar.

1903.

Kraft des Schicksals!

Roman von H. von Gersdorff.



Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Das Diner bei Theobalds verlief ganz zu Frau von Anshars Zufriedenheit: prachtvoll, glänzend, steif, mit einem entschiedenen „ausländischen Anstrich!“

Letzteres war doch eben das einzige Äquivalent, das man für heimische Bornehmheit haben konnte — herrlicher Stoff für die interessantesten Erzählungen im Kreise ihrer Berliner Bekannten — gar nicht zu gedenken an Fräulein Lamprecht die im Laufe des Winters nochmals für einige Tage nach Berlin kommen wollte, wo beide Damen sich zu sehen hofften.

„A la bonheur, lieber Dagobert, das ist ein Haushalt!“ sagte sie nachher zu ihrem Schwiegersohn „da kann man nur loben. Es ist gar nicht, als ob Ihr Geschwister wäret, wenn man Euer bescheidenes Häuschen dagegen bedenkt! Da haßte unsre Menate hinein! An die Spitze dieser Tafel in diese Räume, in diese süperbe Toilette der Frau Jakoba. Diese beiden Brillantsterne die Dein Bruder ihr zur Taufe der Zwillinge geschenkt hat! Wirklich wunderbar. Nur für ihr recht geschmacklos frisirtes, hartes schwarzes Haar allzu leuchtend. Das wäre etwas für Menatens Goldlöckchen! Nun, vielleicht werdet Ihr auch noch einmal solchen Reichtum erwerben in Eurem Kaffee- und Theehandel. Ich will jedenfalls in Berlin bei allen Bekannten nur noch den Kaffee und Thee von Friesens für trinkbar erklären und nach allen Richtungen Propaganda für Menatens „Geschäft“ machen.“

Menate lächelte vergnügt.

„Ein paar Pfund geben wir Dir für Vater und zur Probe für Deine Freundinnen mit.“

„Und für den Herrn Baron von Lamprecht dem ich Dich bitte unser Geschäft angelegentlichst empfehlen zu wollen“, sagte Dagobert scherzend.

Die Mama warf ihm einen etwas Sarkastischen Blick zu.

„Gern“, sagte sie hochmüthig spöttisch. In dem angenehmen Gefühl ihrer persönlichen Erleichterung erzählte Menate ihrer Mutter, als sie dieselbe nach ihrem Zimmer hinausgeleitete, noch rasch: „Du, Mama, die Frau Albereto hat abtelegraphirt. Sie kommt nicht, ihr Kind ist leider krank geworden.“

„Sei froh!“ war die lakonische Antwort.

Die Bibel erzählt von dem kleinsten unter den Samenkörnern, aus dem dennoch ein großer Baum erwachsen kann, der imstande ist, Menschen und Thieren wohlthätigen Schatten zu spenden.

An dies Gleichniß könnte man aber auch denken, wenn es sich um das Samenkörnlein eines Giftbarnes handelt, der, groß gewachsen, imstande ist, Menschen und Thiere zu vergiften mit seinen Früchten.

Solch ein giftig Samenkörnlein hatte Frau von Anshar, sicherlich ganz ungewollt und unbewußt, in die Seele ihres Schwiegersohnes, in das Leben ihrer Tochter gesenkt durch ihre unüberlegten Reden.

Dagobert neigte ohnehin schon zu einer gewissen Großartigkeit der Lebensweise, einer Geringschätzung des Geldes an sich.

Er gab mit vollen Händen bei dem geringsten Forbern und half anderen in der großartigsten Weise, wie er seinem Freunde Albereto geholfen hatte.

Es war sein Fehler, daß er diesen geopferten Theil seines Vermögens ohne genügende Sicherheit hingegeben hatte. Der Idealist überwog in ihm den Kaufmann. Er achtete die Ehre seines Freundes festgesetzt wie seine eigene. Das hingegebene Kapital, dessen Zinsen er regelmäßig empfing, rechnete er unbedenklich noch zu seinem Vermögen u. machte bei seiner Verheirathung seinen Schwiegereltern keine Mittheilung von dieser Anlage. Er rechnete diese zu den Geschäftsgeheimnissen seines Freundes, die er nicht verrathen durfte.

Als Frau von Anshar nach vierwöchigem Aufenthalte ihre Kinder verließ, blieb dem jungen Hause ein Schatten zurück; nur ganz leicht zwar, ganz klein, wie eine leise Trübung des glänzenden Morgenhimmels, von der aber der erfahrene Beobachter wohl zu sagen weiß, daß sie sich ausbreiten und verdichten wird, um mit dem steigenden Tage schwere Wolken, Sturm und Unwetter zu bringen.

Dagobert ließ es sich angelegen sein, alle Mahnungen seiner Schwiegermutter zu beherzigen, kamen sie doch im großen ganzen seinen eigenen Ansichten nur entgegen. Alles, was Menate beanspruchen konnte, was sie entbehrt hatte, was sie neben ihrer Schwägerin Jakoba wie eine kleine „Kammerfrau“ erscheinen ließ, wurde ihr nun reich und überreich geboten und geschafft und wurde geändert in großartiger Weise.

Die bescheidene, anspruchslose Frau war oftmals ganz verblüfft von all den Forberungen und Ansprüchen, zu denen sie berechtigt sein sollte, und fragte oft in liebenswürdigster Naivität nach den Gründen, weshalb Jakoba eigentlich nichts vor ihr voraus haben sollte.

Dabei fühlte sie mitummer und Besremden, daß der reichere Haushalt, der größere Aufwand, die prachtvollen Toiletten — die Jakobas noch zuweilen an Glanz und Kostbarkeit übertrafen sie gerade nicht der Familie des Seniors näherbrächten; daß Jakoba wie Theobald sich entschieden kühler — ja abwehrnder als früher gegen ihre Zugehörigkeit verhielten. Ueber ihre Mutter und deren lebhaft, schmeichelhafte Liebenswürdigkeit wurde ihr kein freundliches Wort gesagt, und im Laufe des Winters kam es mehrere Male vor, daß Dagobert verstimmt und verdrossen nach Hause kam, weil er mit seinem Bruder unangenehme Scenen gehabt zu haben behauptete, der sich in Angelegenheiten mische, die ihn nichts angingen.

Menate wurde immer ernster, immer trauriger. Auf ihres Vaters Stirn lagen Falten der Sorge — in seinen Augen ein grübelnder Blick — seine Stimmung war ungleich — ja, es war schon geschehen, daß er sie unwirsch und ärgerlich angefahren hatte bei irgend einer ganz harmlosen Bemerkung. Was halfen ihr da seine reichen Geschenke, die Sammetroben, die echten Spitzen, die Brillanten und Perlen, die Jakobas Juwelenkassette beinahe übertrafen. — Sie hatte zudem gar keine Gelegenheit, all' das

zur Geltung zu bringen. Dagoberts hatten nun einen eleganten Diener, einen Franzosen, der in gräßlichen, ja fürstlichen Häusern eine Vertrauensstellung inne gehabt hatte — nach seinen Zeugnissen — der gute, dicke Tom war entlassen — auch Mefo und ein öfter angekränkter Koch walteten ihres etwas geräuschvollen Amtes in der Küche.

Im schönsten Theile des Stadtparkes aber erhoben sich die schnell wachsenden Mauern und Säulen einer reizenden Villa, die zwar nicht so groß wie die Menatensche, aber in allen Anlagen viel kostbarer — ein kleines Bijou — genannt werden konnte und über dem schönen, stilvollen Namen „Villa Menate“ in Goldbuchstaben trug — weithin leuchtend und klammernd.

Ihr war es immer peinlich. — Es sah so aufdringlich aus so herausfordernd. Sie hätte es viel, viel lieber gesehen, wenn das neue prächtige Haus „Villa Dagobert“ genannt worden wäre.

Nur mit Gefühlen der Wehmuth verließ sie im Juni Monat das alte, kleine liebe Häuschen und siebelte in die prächtige Villa über.

Natürlich hatte auch die frühere Hauseinrichtung nicht genügt, hatte erneuert, ergänzt, erweitert werden müssen in allen Theilen. Ein bequemer Wagen war nöthig gewesen; denn die neue Villa lag viel weiter vom Geschäft entfernt, als die bisherige Wohnung, und den Weg täglich zweimal hin und zurück zu machen war in der That für Dagobert ausgeschlossen. Im Sommer aber konnte er unmöglich im geschlossenen Coupe fahren. Einspännig aber war wiederum der Halbwagen nicht zu gebrauchen, und so wurde das „liebe, braune Pferdchen“, das so gern aus Menatens Hand Zudec genommen hatte, verkauft und zwei stattliche Wagenpferde angeschafft. Das Engagement eines Kutschers vermehrte dann die Zahl der notwendigen Dienstleute.

Sehr glücklich war Menate freilich über das Reitpferd, ein edles Halbblut, welches ihr Dagobert schenkte — mit elegantem Zaum- und Sattelzeug. Sie sah wundervoll aus zu Pferde, und die Leute standen auf der Straße still, um die schöne Frau Friesen zu bewundern. Natürlich konnte sie nicht allein reiten, und Dagobert mußte schon zwei Reitpferde kaufen, um seine junge Gattin zu begleiten.

Es hatten sich auch Bekanntschaften gefunden — Dagoberts gaben hübsche, kleine Diners, und wenn diese für Menate auch nicht gerade amüsant waren, so freute sich die junge Frau doch der Bewunderung, die sie erregte, und der Huldigungen, die ihr dargebracht wurden besonders Dagoberts wegen, der seine höchste Genugthuung darin fand, Menate in dem Rahmen zu sehen, der ihrer Persönlichkeit gehörte.

Dagobert hatte sich wirklich verändert. Seine Stimmung war ungleich geworden, seine Ansichten, Meinungen, Aussprüche manchmal schroff, sogar bizarr! Zuweilen war er in geradezu strahlender Laune ohne irgend eine Begründung, fand Menate, die seine übermüthige Glückseligkeit nicht recht theilen konnte, besonders, da sie selbst anfang, einen heimlichen Gram, eine bange Befürchtung zu hegen, daß Gottes Wille ihr das heiß ersehnte Mutterglück vielleicht versagen würde. Sie waren nun fast ein Jahr verheiratet, und Menate hatte keine Aussicht, ihre stillen Gebete in Erfüllung gehen zu sehen.

Manchmal war Dagoberts Stimmung aber auch wieder sehr wenig heiter, ja sogar finster, und ein sorgenvoller Zug trat dann erschreckend sichtbar in seinen Zügen hervor.

Von Frau Erika Alvatore war übrigens seiner Zeit ein Brief eingetroffen, in welchem sie für alle Herzlichkeiten und ihr angebotene Güte wärmsten Dank ausdrückte, aber zunächst erklärte, keinen Gebrauch davon machen zu können, da sie sich entschlossen habe, vorläufig in Brasilien zu bleiben und das Geschäft mit einem erprobten Geschäftsführer in allerhöchster beschränkterem Maßstabe weiterführen zu wollen. Es sei dies ihres Kindes wegen schon ihre Pflicht. Dann aber auch im Interesse der schweren Verpflichtung, die ihr verstorbener Mann gegen Dagobert hinterlassen habe, absolut geboten, das Meiste zu thun, um zu retten, was sich retten ließ und sie habe freundschaftlichen und pekuniären Beistand gefunden. So müsse ihr heißer Wunsch, nach Europa zu kommen, die geliebten Eltern zu versöhnen, einstweilen noch zurückstehen, bis sie eben das Möglichste gethan habe, nicht als Bettlerin zu kommen, die mit ihrer Verzeihung auch noch die Neugründung einer Existenz für sich und ihr Kind erbitten müsse. Die Erkrankung ihres Töchterchens im Moment fast der geplanten Abreise von Brasilien, die in jedem Falle eine recht kostbare, überstürzte gewesen wäre, scheine ihr recht ein Wink des Himmels zu sein.

Menate gestel der Brief eigentlich sehr, und sie fand ihn von der jungen Wittve verständlich und die Handlungsweise achtungswerth. Dagobert war weniger damit einverstanden und zweifelte an der Charakterfestigkeit der selbstständigen Urtheilsscharfe Frau Alvaretos. Er meinte, sie wäre immer ein wenig

schwankend und haltlos in ihren Entschlüssen gewesen, von einer nur sporadischen Energie, die sich dann freilich durch einen dahinterstehenden festeren Willen oder dominirenden Einfluß zu sehr kräftigen Handlungen treiben ließe, wie damals ihre Flucht aus dem Elternhause gewesen wäre. Er hoffe nur, daß nicht auch jetzt solch ein dominirender Charakter sich die Herrschaft über ihr Gemüth, ihren Willen und ihr Schicksal angeeignet habe und diesen etwa zu üblen Zwecken ausnütze.

Diese letzten Erwägungen schienen Dagobert sehr zu beschäftigen, und er kam im Laufe des Tages darauf zurück. Als sie auf die Möglichkeit hinwies, daß doch am Ende solche Befürchtungen sich nicht bewahrheiten, und im Gegentheil wenn die Wittve Alvaretos sich seiner Verpflichtungen nicht einfach entledige, doch die Möglichkeit sei, Dagoberts Kapital, wenn auch vielleicht nur ganz, ganz allmählich zurückzuzahlen, — lachte er laut auf, in einer spöttisch gereizten Art, die ihr ebenso neu wie erschreckend an ihm war.

Sie hatte übrigens nie von ihm erfahren können, wie hoch sich jene Summe eigentlich beziffert habe. Nur das hatte er ihr gesagt, daß die Trübung des Verhältnisses zu seinen Geschwistern in jener großmüthigen Hergabe und Hülfe ihren Grund habe. Theobald, noch mehr aber Jakob sei jede Art großmüthiger Regung fremd, und ein Kaufmann, der ohne genügende Sicherheit ein Kapital hergebe, ihnen ebenso unbegreiflich und unsympathisch wie etwa einer, der sich widerrechtlich eins aneigne.

„Zu allem Unfug hatten sie sich noch eingebildet, daß ich das Geld eigentlich nicht ihm sondern ihr gegeben habe“, lachte er. „Aber unedle Beweggründe, niedrige Leidenschaften laun sich Jakob eher denken, wie reine und selbstlose“, hatte er bitter hinzugefügt.

In Menate aber war etwas zurückgeblieben, was wie ein kranker Nerv zusammenzuckte, so oft der Punkt berührt wurde, der Erika Alvaretos hieß.

Eine große, bange Sorge machte ihr Ende des Sommers ihres geliebten Vaters Befinden. Es ging ihm nicht gut, und der Arzt hatte ihm wieder dringend gerathen, den Herbst und womöglich den Winter in der Schweiz zuzubringen.

Und der sonst so ruhige, verständig alles in Betracht ziehende Mann hatte auch eine so krankhafte Sehnsucht dorthin — und eine ganz specielle nach den Abendstunden auf der Terrasse von Hotel Baum in Chillon, daß er sich nicht allzuheftig sträubte, die pekuniäre Beihilfe seines Schwiegersohnes zu der Reise und Kur anzunehmen. Freilich gab Dagobert nicht nur eine Beihilfe, sondern bestritt die ganzen Kosten ohne seines Schwiegervaters Wissen. Er wünschte nicht, daß dieser, wie er wollte und zu thun glaubte seine Lebensversicherung dafür verpfändete.

„Nein“, sagte Dagobert zu seiner Frau, „das dulden wir nicht. Die Versicherungsprämie ist ohnehin nicht hoch, und wenn der Vater, was Gott verhüten mögen, aber bei einem Herzleiden nicht ausgeschlossen ist bald und plötzlich einmal die Augen schließt ist die Mama in sehr beschränkter Lage. Sie kann freilich jeden Moment zu uns kommen, aber —“ der Schluß verlor sich in einem nicht ganz verständlichen Wurmeln, denn Menate hatte in Thränen schmerzlich heißer Dankbarkeit seinen Hals umschlungen.

Menate hatte dann ihre Eltern in Berlin besucht. Ihrer angstvollen Liebe schien das Leiden des geliebten, rührend lebenswürdigen Vaters vielleicht gefährlicher, als es war, wegen seiner qualvollen Erscheinungen. Sie konnte sich gar nicht genug thun an zärtlicher Pflege. Zu ihrer Erleichterung verbot der alte Sanitätsrath Moldenhauer jeden Fremdenbesuch im Hause, so daß Mamas Wunsch, Menate dem Bekanntenkreise vorzuführen, durchkreuzt wurde, denn Menate weigerte sich entschieden, öfter auszugehen. Zu ihrer Freude waren übrigens die wichtigsten Stützen von Mamas Gesellschaft im Monat August — dies Mal wie stets — in Seebädern abwesend.

So mußte sich Frau von Unschar damit begnügen, mit einigen Wenigen die großartigen, so viel glänzender und besser gewordenen Verhältnisse ihrer Tochter zu besprechen, die wenigen Schmuckstücke, die Menate mit sich führte zu zeigen, und die enormen Preise, die ihr Schwiegersohn für deren Toilette bezahlte, um eine Null zu erhöhen.

Der alte Hausarzt übrigens fand ebenso Menate sehr verändert und befahl geradezu, daß sie die Eltern auf einige Wochen nach Montreux begleite.

Es war eines Abends, kurz vor der Reise, als Menate wieder eine Postkarte von ihrem Mann erhielt, die sie noch im Korridor eilig las. Warum schrieb er nur immer diese offenen Karten! Es schien fast, als wolle er ihr von irgend etwas Unangenehmen keine Mittheilung machen. Heute schrieb er nur, daß er jede Minute dem Geschäft widmen müsse, wo große Anforderungen an ihn gestellt würden. In Montreux poste restante fände sie einen ausführlichen Brief vor, und in wenigen Wochen würden sie ja ein frohes Wiedersehen feiern.

Die drei Lilien.

Novelle von A. Belot.

(Nachdruck verboten.)

Die Kriege des ersten Kaiserreiches hatten ihr nach und nach ihren Gatten und drei Kinder geraubt. In ihrer Verzweiflung begann sie Napoleon zu hassen, wie sie ihn früher geliebt und bewundert. Ein wütender Haß bemächtigte sich ihrer gegen den Kindermörder, den Erborer, wie sie ihn nannte. Sie betete für seinen Sturz, und als er fiel, dankte sie dem Himmel.

Sie haßte ihn nicht wegen der Vergangenheit allein, nein, sie fürchtete auch für die Zukunft. Sie sagte sich: „Wenn er weiter regiert, so werden wir stets Krieg haben, nichts als Krieg; er braucht neue Opfer, um die gemordeten Soldaten zu ersetzen. Er wird weder die Söhne der Witwen, noch die Waisen achten; er wird mir mein letztes Kind rauben, um es wie die andern in den Tod zu schicken. Denn noch war ihr ein Sohn geblieben, ein einziger, den sie anbetete, erstens weil es ihr Sohn war, und dann, weil er sie an die andern erinnerte, die sie geliebt, bewundert und beweint hatte. Er glich ihnen nicht durch seine Gestalt, denn er war klein und schwach, noch seiner zwanzig Jahre, während die andern groß und stark gewesen — nicht durch seine Gesichtszüge, denn er sah einer Frau ähnlich — aber durch seine Sanftmut, seine Güte; er war liebevoll, gut wie die andern und auch tapfer wie sie.“

Jawohl, er war tapfer; schon seit längerer Zeit hatte sie es bemerkt und zitterte deswegen. Allerdings hatte er sich nie geschoren, aber, wenn man in seiner Gegenwart von einer Schlacht erzählte, einer Waffentat, einem heroischen Tode, dann färbte ein helles Rot seine blaffen Wangen, seine Augen leuchteten, und sein ganzes Wesen begann zu zittern. In fieberhafter Aufregung lauschte er angstbekommen, er schien die Erzählung mit zu erleben. — Die Furcht seiner Mutter war unbegründet, denn für den Augenblick war nichts zu befürchten. Ludwig XVIII. hatte bei seiner Thronbesteigung Frieden versprochen und die Mütter Frankreichs wiederholten sich seine Worte: „Der Krieg hat ausgetobt, die Ordnung der Natur ist wieder hergestellt.“ Auch sie glaubte wie die andern Mütter an den ewigen Frieden, und in dieser Hoffnung wurde sie glühende Royalistin. Als er älter und verständiger wurde, wollte sie ihn zu ihren Ideen, die sie irrthümlich ihre Ansichten nannte, bekehren. Ehrerbietig ließ er sie sprechen ohne Widerrede, aber leise, ganz leise rief es in seinem Herzen: „Mein Vater, meine drei Brüder sind für den Kaiser gestorben, weil sie ihn liebten und bewunderten, also muß auch ich ihn lieben wie sie.“ Nun las er heimlich die Geschichte der letzten Jahre und wurde ein glühender Bewunderer Napoleons, ohne daß seine Mutter nur das geringste hiervon ahnte.

Er liebte sie, wie sie ihn liebte, aber sie lebte nur für ihn und mit ihm, und sie hätte mit Freuden ihr Leben für ihn hingegeben. — Wenn Frankreich auch damals mit den Nachbarstaaten in Frieden lebte, so wurde im Lande selbst doch nie mit größerer Wut duelliert, als in den ersten Jahren der Restauration. Es herrschte ein wahres Fieber, eine wirkliche Epidemie. Man schlug sich in der Provinz, in Paris, um einen Blick, um ein Nichts, überall und stets, sogar nachts in den Straßen unter einer Laterne, mit und ohne Zugen. Die Gardekorps, welche das neue Regime repräsentierten, und die auf Halbsold gesetzten Offiziere des alten waren die heftigsten Duellanten; so sungen sie mit einem harmlosen Spaziergänger Streit an, nur um die Zahl ihrer Heldentaten zu vermehren.

Als Madame Lefevre die zahlreichen Duellgeschichten, die man sich damals in Paris erzählte, zu Ohren kamen, erfaßte sie eine heillose Furcht, einer dieser Kaufbolde könne sich einfallen lassen, mit ihrem Sohne Streit anzufangen und ihn ihr zu töten, wie man ihr die andern getödet hatte.

Aber wenn sie ihn ansah, dann beruhigte sie sich wieder. Wer wollte wohl so feige genug sein, mit einem so zarten Wesen Handel zu suchen? Und außerdem, wo sollte er wohl mit diesen gefährlichen Menschen zu ammenreissen; er lebte ja nicht unter ihnen, aing nicht in die Theater, in

die öffentlichen Gärten, kurz, er besuchte nicht die Stätten, wo die Kaufbolde ihre Opfer fanden.

Eines Tages sagte Roberts Prinzipal um sechs Uhr zu ihm: „Sie können gehen, ich schließe heute früher als gewöhnlich, es ist ja heute Königs Geburtstag.“ Es war in der Tat der 25. August, der Geburtstag Ludwig des Ahtzehnten.

Robert betrat die Rue Dauphine, außer sich vor Freude, zu einer so frühen Stunde schon frei zu sein. Seine Mutter erwartete ihn noch nicht; da kam ihm der Gedanke, bevor er nach Hause ging, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Er verfolgte die Quais und schritt die Champs-Élysées entlang. Das Wetter war herrlich und es wehte eine milde Lust. In Gedanken versunken, ging er vor sich hin; da hörte er plötzlich den Ausruf:

„Nehmen Sie sich doch in Acht, Sie ungeschickter Mensch!“

Die Worte kamen aus dem Munde einer Blumenhändlerin, deren Korb er eben umgestoßen hatte.

Er blieb stehen und entschuldigte sich, so gut er konnte. Die Blumenhändlerin sah ihn an und fuhr mit etwas milderer Stimme fort:

„Wollen Sie mir nicht etwas abkaufen? Ich habe prächtige Lilien; ich lasse sie Ihnen billig, Sie sind ja ein solch hübscher Mensch!“

Er zögerte, die Lilien reizten ihn nicht besonders, es waren nicht seine Lieblingsblumen.

Die Blumenhändlerin durchschaute ihn jedenfalls, denn sie flüsterte ihm ganz leise zu:

„Wissen Sie, ich habe Blumen für alle Parteien, vielleicht gefallen Ihnen Beilschen besser.“

„Beilschen?“ wiederholte er, und seine Blide belebten sich. Sie beugte sich über den Korb und reichte ihm ein Beilschenbouquet, nachdem sie sich noch vorher umgesehen, denn die Beilschen waren damals nicht beliebt.

Er nahm die Beilschen und wollte eben bezahlen; da sagte er sich, wenn ich die Beilschen liebe, so liebt meine Mutter dafür die Lilien, warum soll ich ihr nicht diese Freude bereiten?

Er wählte nun drei schöne Lilien, bezahlte sie und entfernte sich, während die Blumenhändlerin ihm freundlich zunickte.

Seine Lilien in der Hand haltend, überschritt er mit lächelndem Anlitz den Platz Ludwigs des Zehn'en und dachte eben an die Freude, die seine Mutter haben würde, wenn er ihr die Blumen überreichte, da hörte er plötzlich die Worte hinter sich:

„Heda! Kleiner, komm doch mal ein bißchen näher.“

Erstaunt drehte er den Kopf, um zu erfahren, an wen diese Worte gerichtet waren, denn er vermutete nicht, daß man so mit ihm sprechen könnte, und erblickte nun zwei Menschen an einen Baumstamm gelehnt, welche ihn höhnisch anstarrten. Obgleich sie bürgerlich gekleidet waren, so zeigten doch ihre Manieren, ihre Haltung, der Schnitt ihrer Röcke, sowie die Stöcke, die sie in der Hand hielten, was sie waren, Soldaten, zweifellos verabschiedete Offiziere.

„Du hast wohl nicht gehört? Willst du wohl stehen bleiben, dummer Junge?“ fuhr der ältere der beiden Männer fort.

Robert blieb stehen, wandte den Kopf und rief mit zitternder Stimme:

„Warum schimpfen Sie mich, Junge?“

„Weil es ein Jungenstreich ist, an früheren Soldaten des Kaiserreichs mit diesen verfluchten Blumen in der Hand vorbeizugehen.“

Mit diesen Worten berührte er mit seinem Stock die Lilien, die der junge Mann in der Hand hielt, und sagte mit befehlendem Tone:

„Wirf das weg!“

„Nein, ich will nicht!“

„Wie! Du willst nicht, wirf das weg, sage ich dir, oder ich zieh dich an den Ohren.“

Robert Lefevre richtete sich auf und rief mit energischer Stimme:

„Mein Herr, das möchte ich sehen.“

„Du glaubst mir nicht, nun, dann sollst du es sehen.“

Damit trat er auf ihn zu und packte den jungen Mann, der keinen Schritt zurückwich, derb bei den Ohren.

Stunlos vor Schmerz und Wut stieß Robert einen heiseren Schrei aus, ließ seine Wilien fallen, stürzte sich auf den Offizier und ohrfeigte ihn.

Dann blieb er mit gekreuzten Armen vor seinem Gegner stehen, der vor Wut und Ueberraschung kein Wort hervorbringen konnte, und rief mit entschlossener Stimme: „Ich bin kein Kind, kein Junge! Ich bin 21 Jahre und heiße Robert Desevre. Ich wohne Rue des Moulins 14; wenn Sie wollen, will ich Ihnen Genugthuung geben.“

„Ja, darauf rechne ich stark,“ rief der Offizier wütend. „Du bist kein Kind, und du hast mich geohrfeigt, wir werden uns auf der Stelle schlagen, verstehst du, gleich auf der Stelle. Komm mit, ich kenne 100 Schritte von hier einen guten Platz, niemand wird uns stören. O, du verdammter, kleiner Royalist, du sollst deine Tat bitter bereuen.“

„Ich habe Sie beleidigt,“ gab Robert stolz zur Antwort, „ich bin bereit, mich mit Ihnen gleich auf der Stelle zu schlagen, aber Sie haben keine Waffen.“

„Du täuschst dich, wir haben Degen in unseren Stöcken, du wirst den meinen nehmen, ich den meines Freundes. Nun, vorwärts, vorwärts, du zögerst, du hast wohl Furcht?“

„Nein, ich habe keine Furcht,“ sagte Robert kurz, „gehen Sie, ich folge Ihnen.“

Der Offizier entfernte sich, von seinem Freunde begleitet, der ihn zu beruhigen suchte und ihm vorstellte, daß sein Gegner ja nur noch ein Kind sei.

„Das ist gleich, er ist zwanzig Jahre. In seinem Alter hatte ich bereits mehrere Feldzüge mitgemacht... Er hat mich geohrfeigt, und ich will mich rächen.“

Mit diesen Worten drehte er sich um und rief, da er seinen Gegner nicht mehr bemerkte: „Ah! der Feigling, er ist entflohen.“

Aber nach kurzer Zeit erblickten sie Robert wieder, er war nur stehen geblieben, um seine Wilien aufzuheben, und trat jetzt lächelnd auf die beiden Offiziere zu:

„Meine Herren, ich stehe Ihnen zu Diensten.“

Dann ging er wieder hinter ihnen her; ein wenig traurig, denn er dachte an seine Mutter, aber dieser Gedanke schwand bald, als ihm das Bild seines Vaters und seiner Brüder vor Augen trat, die auf dem Schlachtfelde ihre Seelen ausgehaucht hatten.

Sie waren an dem Platze angelangt. Kein Mensch zeigte sich; der Ort war gut gewählt. Der Offizier warf seinen Hut zur Erde, zog seinen Ueberrock aus, und forderte Robert auf, es ebenso zu machen.

Er gehorchte ruhig, faltete seinen Rock sorgfältig zusammen, legte den Hut auf den Rock und auf diesen die Wilien.

Während dieser Zeit hatte der jüngere der beiden Männer die Stöcke ergriffen und die Degen aus ihnen herausgezogen.

Er übergab Robert den seinen und sagte:

„Nehmen Sie diesen, er ist leichter, als es Degen gewöhnlich sind.“

Robert zitterte nicht. Mit fester Hand ergriff er den Degen, während der Zeuge: „Vorwärts, meine Herren!“ kommandierte.

Der Offizier bemerkte nicht, daß sein Gegner mit den Waffen vollständig unbekannt war und, verblendet von seiner Wut und noch immer unter dem Eindrucke der empfangenen Ohrfeige stehend, bohrte er Robert seinen Degen mitten in die Brust.

Dieser wankte und murmelte, während der junge Offizier ihn auffing:

„Ich bin kein Royalist, ich liebe den Kaiser, wie Sie ihn lieben... Auf meinem Herzen finden Sie ein Beilgehnbouquet, die Wilien waren für meine Mutter bestimmt... Arme Mutter, lebe wohl!“

Dann schloß er die Augen und sprach nichts mehr. Einen Augenblick später hauchte er in den Armen der beiden Offiziere, die heiße Tränen vergossen, seine Seele aus.

Und die arme Mutter? Der Tod, der ihr alle ihre Lieben geraubt, verschmähte sie... Sie lebte noch lange Jahre, ein Bild des Schmerzes und des Grames.



Die hygienische Bedeutung des Weins.

Schon den Alten galt der Wein als ein vorzügliches Mittel, schwachen und tranken Personen neue Kräfte zu geben und ihre Gesundheit wiederherzustellen, und auch in der heutigen Medizin spielt der Wein noch eine bedeutende Rolle. Die moderne Wissenschaft fand, daß ein normaler Rotwein unser an Eisen reichstes Nahrungs- und Genußmittel ist, in welchem das blutkräftigende Metall in einer am leichtesten assimilierbaren Form vorkommt. Schon allein der Eisengehalt macht den Rotwein zu einem diätetischen Heilmittel, das durch ein anderes in bestimmten Fällen nicht ersetzt werden kann.

Diese medizinische und hygienische Bedeutung kommt jedoch nur dem reinen Naturwein zu, während die Kunstweine, in Folge ihres mangelnden Eisengehaltes, nicht im Stande sind, die gesundheitsfördernden Wirkungen hervorzubringen.

Wenn man auch das Weinfabrikieren, das ungehörige Verschneiden des Weines, wie alte Strafverordnungen erkennen lassen, schon in früheren Jahrhunderten hier und dort betrieben wurde, so ist das Geschäft des Weinmachens und Weinverlängerens doch erst in den letzten Jahren in Schwung geraten, seitdem die Reblaus die Weinberge verwüstete und die Weinproduktion umfangreichere Bezirke total vernichtete. Da der Konsum nicht abnahm, mußten Mittel und Wege gesucht werden, den Ausfall zu decken, und dieselben sind auch in der Kunstweinbereitung mit ihren vielen Abarten und Untertypen gefunden worden.

Daneben werden sogenannte Piquette oder Zuckerweine fabriziert, die man durch Vergärenlassen der nicht stark ausgepressten Trester mit warmer Zuckersüßung erhält. Die künstlichen Zusätze von Glycerin, Tannin, Weinsäure ergeben ein Gemisch, das von den natürlichen Weinen himmelweit verschieden ist, nicht nur im Geschmacke, sondern namentlich in der Wirkung auf den Organismus — in ihrer Bekömmlichkeit. Der Mangel an dem erforderlichen Eisen, das künstlich nicht beige mischt werden kann, macht die stärkenden Eigenschaften der Kunstweine völlig illusorisch.

Trotzdem werden Kunstweine unter der Bezeichnung von Naturweinen geräuschvoll auf den Markt gebracht und Kranken und Gesunden empfohlen!

Zum Glück gibt die chemische Untersuchung hinreichende Anhaltspunkte, um die Abstammung der Weine mit genügender Sicherheit festzustellen, so daß, einerlei ob der „Bordeaux“ in Frankreich oder in Deutschland gemacht worden ist, ermittelt werden kann, wie weit der Mißbrauch der Chemie getrieben wurde.



Äpfel als Medizin.

Die Apfelsäure erweist sich Menschen von stehender Berufsart als äußerst heilsam, da sie erstens die träger werdende Leber zur Tätigkeit anregt und dann die dem Körper schädlichen Stoffe ausstößt, welche das Gehirn schwerfällig machen und umnebeln, oder Gelbsucht, Hautausschlag und verwandte Uebel erzeugen würden. Diese Erfahrung muß wohl zu der Gepflogenheit geführt haben, zu Schweinebraten, fetter Gans und ähnlich fetten Fleischspeisen Apfelsäure zu geben. Die Säure reifer, gleichviel ob roter oder gelber Äpfel neutralisiert die zu starke Kälterzeugung, welche ein überwiegender Fleischgenuß hervorruft. Auch ist es eine bekannte Tatsache, daß reife Äpfel, Birnen und Pflaumen, ohne Zucker gegessen, die Magensäure vermindern, statt sie zu erhöhen.

